

„Darf ich mit meinem Geld nicht machen, was ich will?“

Zum 25. Sonntag im Jahr A: Anregungen für Predigt und Pastoral

Dr. François Reckinger

Das Evangelium von den „Arbeitern der letzten Stunde“ (Mt 20, 1–16a) gehört ohne Zweifel zu jenen, die allenthalben am meisten Fragen und Bedenken hervorrufen. Ist das wirklich gerecht, was der Weinbergbesitzer tut und was von Jesus als charakteristisch für die Verhaltensweise Gottes hingestellt wird?

Nun, wir müssen zuerst ehrlich eingestehen: das wäre bei einem *menschlichen* Arbeitgeber *nicht* gerecht. Dies können wir heute einsehen, nachdem die Menschheit in den von Christus geprägten Kulturräumen Jahrhunderte lang über soziale Gerechtigkeit nachgedacht hat.

„Darf ich mit meinem Geld nicht machen, was ich will?“, fragt der Weinbergbesitzer im Gleichnis. Die Antwort darauf müßte nach dem heutigen Erkenntnisstand der Kirche und des moralisch entwickelteren Teiles der Menschheit lauten: Sofern es wirklich *deines* ist, ja. Aber das Geld, das ein Unternehmen einbringt, gehört nicht ohne weiteres und in jeder Beziehung dem Unternehmer. Sicher gehört ihm ein *Teil* davon: soviel, wie er zum Leben braucht, und noch ein wenig mehr. Wenn das Unternehmen ihm jedoch *viel* mehr einbringt als das zum Leben Notwendige, dann hat er über dieses „mehr“ kein unumschränktes Verfügungs-, sondern ein bloßes Verwaltungsrecht. Er ist verpflichtet, es zum Wohl der gesamten Menschheit, insbesondere u. U. zum Wohl der staatlichen Gesellschaft, in der er lebt, und der Belegschaft, mit der er zusammenarbeitet, anzulegen, und schuldet diesbezüglich nicht nur Gott, sondern auch der menschlichen Gesellschaft Rechenschaft.

Denn die Güter dieser Erde gehören, bevor sie einem einzelnen zukommen, zuerst und grundlegend allen Menschen gemeinsam. Und was die Belegschaftsmitglieder eines Unternehmens betrifft, so haben sie deshalb zusammen mit dem Unternehmer Anspruch auf den Gewinn, den dasselbe abwirft, weil sie gemeinsam mit ihm diesen Gewinn produzieren. Mitbestimmung und Gewinnbeteiligung sind darum keine Geschenke, die in unsern Tagen den Arbeitern und Angestellten aus reiner Großzügigkeit gemacht werden, sondern Forderungen der Gerechtigkeit, die man im Lauf der Zeit einzusehen und zaghaft zu verwirklichen begonnen hat.

Vereinzelte Denker haben diesbezüglich schon in sehr früher Zeit richtig gesehen. So etwa Ambrosius, Bischof von Mailand im 4. Jh. Sagte er doch von den Reichen, die meinen, nach Gutdünken über ihren Besitz verfügen und ihn gegebenenfalls auch im Luxus verprassen und verschleudern zu dürfen, daß sie nicht nur gegen die Liebe und die Barmherzigkeit, sondern auch gegen die Gerechtigkeit verstoßen und durch das, was sie tun, in Wirklichkeit die Armen *bestehlen*, weil Gott die Güter dieser Welt bereitgestellt hat, damit alle in ausreichender Weise versorgt seien.

Ein menschlicher Arbeitgeber darf demnach mit dem, was sein Unternehmen einbringt, nicht machen, was er will, sondern muß es in einer der sozialen Gerechtigkeit entsprechenden Weise verwalten und insbesondere die Anteile am Gewinn gerecht unter seine Mitarbeiter verteilen.

Aber derartige Gedanken hatte man zur Zeit Jesu noch nicht entwickelt. Damals war man vielmehr der Auffassung, der Gewinn eines Unternehmens

gehöre restlos und in jeder Beziehung dem Unternehmer, und dieser könne darum unbeschränkt darüber verfügen. Auf einem solchen Hintergrund trifft der Satz zu: „Darf ich mit meinem Geld nicht machen, was ich will?“ So sollten nach unserer heutigen Erkenntnis Arbeitgeber nicht denken und reden, aber so taten sie es bis vor kurzem tatsächlich mit der größten Selbstverständlichkeit der Welt.

Und allein ein in dieser Weise verstandener Unternehmer kann ein passendes Bild für Gott abgeben. Zwar mußte ein derartiger Begriff vom Unternehmer gerade als Folge der Lehre Jesu im Lauf der Zeit in Frage gestellt werden; aber hätte Jesus dies unmittelbar und ausdrücklich selbst getan, dann hätte er keinen Unternehmer (und ebenso keinen König) mehr als Bild und Gleichnis für Gott gebrauchen können. Denn Gott ist unumschränkter Herr von allem; ihm *gehört* alles im vollsten Sinn des Wortes, weil alles von ihm *sein Dasein hat*. Darum kann er geben, was, wieviel und wem immer er will, und schuldet niemandem außer sich selbst Rechenschaft über irgendeine seiner Entscheidungen.

Selbstverständlich liegt es in seiner eigenen Natur, daß er notwendigerweise gerecht handelt. Aber dem trägt das Gleichnis ja auch Rechnung, indem es zeigt, wie der Arbeitgeber einem jeden seiner Angestellten den vereinbarten Mindestlohn zahlt. Wenn Gott jedoch darüber hinaus von dem, was ihm allein gehört, einigen noch zusätzlich ein besonderes Geschenk machen will, so ist das ganz allein seine Sache. Auch wir Menschen dürfen ja von dem, was uns wirklich gehört, Geschenke machen, wem immer wir wollen. Der Unterschied besteht darin, daß uns *sehr wenig*, Gott dagegen *alles* gehört.

Das Ganze wird deutlicher, wenn wir hinsehen auf die Bedeutung des Gleichnisses im einzelnen. Der Unternehmer ist Gott, das Geld aber, das er austeilt, bedeutet die Freundschaft mit ihm, die den Menschen innerlich umwandelt und ihn im Jenseits für ewig glücklich macht. Gott bietet nun auch denen, die erst später seine Freunde werden, desungeachtet seine *volle* Freundschaft an; denken wir an die öffentliche Sünderin, an Zachäus, an den Verbrecher am Kreuz. Ziehen wir nun diese Bedeutung des Geldes im Gleichnis in Betracht, so merken wir, daß der damit gemeinte Sachverhalt auch in unserm menschlichen Leben zutrifft: auch wir sind frei, unsere Freundschaft zu schenken, wem immer wir wollen.

Jesus spielt mit dem Gleichnis auf das an, was infolge seiner eigenen Tätigkeit in seinem Volk vor sich ging. Es kamen viele zu ihm, die bis dahin kein wahrhaft religiöses Leben nach den Geboten Gottes geführt hatten, insbesondere Prostituierte und Zöllner, d. h. Leute, die einen sündhaften Beruf ausgeübt hatten und darum aus der ehrenwerten religiösen und zivilen Gesellschaft ausgeschlossen waren. Darüber ärgerten sich viele von denen, die zeitlebens, zum mindesten nach ihrem eigenen Dafürhalten, das Gesetz Gottes treu beobachtet hatten, insbesondere die Pharisäer. Sie wollten den Spätbekehrten den Zutritt zum Reich Gottes verwehren.

Jesus will mit dem Gleichnis sagen: solange man in der gegenwärtigen Welt lebt, ist es nie zu spät; und die bisher schon Freunde Gottes gewesen sind, dürfen nicht böse sein, wenn Gott neue Freunde gewinnt; im Gegenteil, wenn sie Gott wirklich lieben, müssen sie denken und empfinden wie er und darum sich

freuen, wenn er neue Freunde gewinnt und wenn sich immer mehr Menschen ihm und seinem Reich gegenüber öffnen.

Auch dem Alten Testament, auf das sich die Pharisäer zur Begründung ihrer ablehnenden Haltung beriefen, waren derartige Gedanken nicht fremd, wie die Jesaja-Lesung und der Antwortpsalm dieses Sonntags beweisen. Auch die Propheten hatten bereits verkündet, daß es für den Frevler einen Sinn hat umzukehren, weil Gott großmütig ist im Vergeben. Und dem kleinlichen Neid der angeblich Gerechten gegenüber, die sich über spät dazugekommene Freunde Gottes beschwerten, heißt es vorausschauend bei Jesaja: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege – Wort des Herrn. So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch sind meine Wege über euren Wegen und meine Gedanken über euren Gedanken“ (55,8f.).

Diesen Hinweis sollten wir uns mit aller Entschiedenheit zunutzemachen. Einerseits haben wir unsern Verstand bekommen, um zu denken und im Licht des Heiligen Geistes nach Möglichkeit in das Verständnis des Wortes Gottes einzudringen. Das haben wir in den vorhergehenden Überlegungen bezüglich des Gleichnisses vom Weinbergbesitzer zu tun versucht. Sofern dennoch in diesem Gleichnis oder innerhalb der entsprechenden Wirklichkeit in unserm Leben ein nicht aufzulösender Rest an Dunkelheit bleibt, möge das genannte Prophetenwort uns eine Hilfe sein und uns ständig zu bedenken geben, wie hoch Gottes Gedanken über unsere Gedanken erhaben sind und wie sehr es darum von vorneherein zu erwarten ist, daß wir sie nicht ganz erfassen und einsehen können. Diese Tatsache sollte uns dementsprechend nicht davon abhalten, sondern im Gegenteil und zusätzlich dazu motivieren, Gott zu lieben, zu loben und zu preisen, wie es im heutigen Antwortpsalm geschieht:

„. . . Groß ist der Herr und hoch zu loben,
seine Größe ist *unerforschlich*.
Gnädig und *barmherzig* ist der Herr,
langmütig und reich an Gnade . . .
Gerecht ist der Herr auf all seinen Wegen,
voll *Huld* in all seinen Werken“ (Ps 145,3.9.17).

Wenn wir auch nicht immer einsehen, wieso Güte und Gerechtigkeit sich bei ihm verbinden und wieso beide mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in Einklang zu bringen sind, so gestehen wir ihm im lobenden und feiernden Gebet ganz einfach zu, daß er von diesen Dingen unendlich mehr versteht als wir.

Sinn unseres Gottesdienstes ist es nun allerdings, daß wir über die unberechenbare Güte Gottes nicht nur nachdenken und reden, daß wir dafür auch nicht nur hier an Ort und Stelle dank sagen, sondern in unserm ganzen Leben darauf antworten. Durch uns, die wir Gottesdienst gefeiert haben, soll Gottes Güte den Menschen, die mit uns zusammenleben, offenbar werden. Darum soll bei unserm Gottesdienst Wandlung geschehen, nicht nur an Brot und Wein, sondern zuhächst an uns selbst, indem wir in die Gesinnung und Haltung Jesu hineinverwandelt werden.

Das Gleichnis von den Arbeitern der letzten Stunde sagt nicht unmittelbar und in erster Linie etwas über Bekehrungen auf dem Sterbebett aus. Die zuletzt eingestellten Winzer leisten durchaus noch einige Arbeit, bedeuten mithin Menschen, die immerhin noch einen Teil ihres Lebens in den Dienst Gottes stellen. Denken wir etwa an Levi-Mattäus, der vom verfeimten Zolleinnehmer zum Apostel wurde. Dennoch: auch die allerletzten Stunden und Minuten sind ein Teil des Lebens, und so kann es bei einigem Nachdenken und tieferem Ergründen der Zusammenhänge nicht ausbleiben, daß im Umkreis des heutigen Evangeliums die Frage nach dem Wert einer Hinwendung zu Gott unmittelbar vor dem Tod immer wieder auftaucht.

Aufgrund all der Texte der Hl. Schrift, die, wie etwa die heutige Lesung, von der Möglichkeit der Umkehr sprechen und dieselbe innerhalb des irdischen Lebens in keiner Weise einschränken, muß man annehmen, daß ein Todsünder auch noch auf dem Sterbebett die Freundschaft mit Gott erlangen kann, vorausgesetzt natürlich, daß er sich wirklich und ernstlich bekehrt. Aber gerade diese Voraussetzung ist in der genannten Situation vielfach nicht so leicht zu verwirklichen, wie es zunächst den Anschein haben mag. Insbesondere kann die grundsätzliche Möglichkeit der Bekehrung in letzter Minute niemals ein legitimer Grund sein, die Hinwendung zu Gott und die Erfüllung seines Willens bis zu dem genannten Zeitpunkt hinauszuschieben, um sich auf diese Weise beides zu sichern: in dieser Welt ein Leben nach eigenem Gutdünken und im Jenseits dennoch ein glückliches Leben mit Gott. Denn wirkliche Bekehrung würde in einem solchen Fall bedeuten, *vor allem diese Einstellung und dieses Kalkül zu widerrufen und zu bereuen*. Und das dürfte vielfach nicht eben einfach sein, wie wir überhaupt gute Gründe haben anzunehmen, daß es im Normalfall ganz allgemein gesehen nicht so leicht ist, im letzten Augenblick ehrlicherweise eine völlig andere Richtung einzuschlagen als diejenige, die man das gesamte Leben hindurch befolgt hat.

Vor allem aber: Wendung der inneren Situation in letzter Minute kann nur kraft eigener bewußter Entscheidung des Interessierten geschehen, und nicht etwa durch Gebete und Riten, die, während er bewußtlos ist, oder gar erst nach seinem Verschenden an ihm vollzogen werden (Absolution, Krankensalbung, kirchliche Beerdigung und Meßfeier). In der zunehmend lascher gewordenen Seelsorgspraxis der letzten Jahrhunderte hat man sich dazu entschlossen, derartige Riten selbst gegenüber Menschen vorzunehmen, die bewußtlos geworden oder gestorben waren, ohne irgendwelche Anzeichen der Hinwendung zu Gott erkennen zu lassen, weder in ihrer gewohnten Lebensweise noch in den Tagen ihres Krankseins. Man tat es aufgrund der Überlegung: „Es könnte in dem einen oder anderen Fall (bei Vorliegen geheimer, innerer Reue) vielleicht helfen, und es kann andererseits den Betroffenen auf keinen Fall schaden.“ Aber: hat es nicht aufs Ganze gesehen *den Überlebenden sehr geschadet* und schadet es ihnen nicht auch heute noch weiter, dort wo es weiter praktiziert wird, indem es der magisch-heidnischen Auffassung Vorschub leistet, daß „alles noch einmal gut gegangen“ sei, wenn der Verstorbene im Koma die Krankensalbung bekommen hat oder wenigstens kirchlich beerdigt worden ist, auch wenn er ansonsten sein

Leben lang von Gott und der Kirche nichts hat wissen wollen? Und sind dadurch nicht die *wirklichen* Erfordernisse einer Hinwendung zu Gott in der Stunde des Todes und die entsprechenden Pflichten der Angehörigen und Bekannten aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängt worden: mit dem Sterbenden beten; ihm helfen, seine Sünden zu bereuen, Unrecht wiedergutzumachen, Feinden zu verzeihen, Beleidigte um Vergebung zu bitten, Notleidende testamentarisch zu unterstützen, sofern es vorher nicht in ausreichender Weise geschehen ist, um vor der Gerichtsrede Jesu bestehen zu können . . .; und *als Ausdruck einer derartigen Glaubensgesinnung* bewußt um die Sakramente der Kirche zu bitten? Nur wenn das Wissen um diese Erfordernisse überall lebendig wäre, könnte vernünftigerweise mit wirklicher Rettung in letzter Minute in einer nennenswerten Anzahl an Fällen gerechnet werden. Die scheinbar größere Strenge (sparsamere Erteilung der Sakramente und der kirchlichen Beerdigung) wäre demnach in Wirklichkeit eine Tat größerer Barmherzigkeit, weil sie einen allgemeinen Bewußtseinshintergrund schaffen könnte, auf dem wirkliche Bekehrung auf dem Sterbebett viel eher möglich würde, als es zur Zeit der Fall ist.

Sind etwa die Jahre, in denen wir sind, ewig? Oder sind es jene, in denen unsere Vorfahren waren oder in denen unsere Nachfahren sein werden? . . . Sieh, wir sagen im Gespräch: „In diesem Jahr“, und was halten wir in der Hand von diesem Jahr außer dem einen Tag, an dem wir gerade sind? Denn die früheren Tage des Jahres sind schon vorübergegangen und man konnte sie nicht festhalten; die zukünftigen aber sind noch nicht gekommen. An einem einzigen Tage sind wir, und wir sagen „in diesem Jahre“. Sag also lieber „heute“, wenn du etwas sagen willst, was Gegenwart ist! Denn was vom ganzen Jahr hältst du als Gegenwart? Was davon vergangen ist, ist nicht mehr; was davon künftig ist, ist noch nicht: was sagst du also „in diesem Jahr“? Ändere die Redeweise: sag „heute“! „Gut“, sagst du, „heute, ich sag's schon.“ – Doch beachte auch dies: daß heute die Morgenstunden schon vorübergegangen, die kommenden Stunden aber noch nicht gekommen sind. Auch das also ändere: sag „diese Stunde“. Und von dieser Stunde, was hältst du? Augenblicke von ihr sind schon vorübergegangen, und die kommenden sind noch nicht gekommen. Sag also „in diesem Augenblick“. In welchem Augenblick? Während ich in Silben rede und wenn ich zwei Silben sagte, so tönt die zweite nicht, wenn nicht die erste schon vorübergegangen ist. Und endlich auch bei *einer* Silbe, wenn sie zwei Buchstaben hat, tönt der folgende Buchstabe nicht, wenn der vorausgehende nicht bereits verklungen ist. Was also halten wir von diesen Jahren? Diese Jahre sind wandelbar. Ewige Jahre muß man denken: Jahre die stehen, die sich nicht im Kommen und Gehen der Tage vollziehen; Jahre, über welche die Schrift zu Gott sagt: „Du aber bist immer derselbe, und deine Jahre nehmen nicht ab.“ [Ps 101, 28]

Augustinus: Erklärung der Psalmen, zu Ps 76,8
